

Empfindungen eines zwölfjährigen Südstadt-Buben aus der Nachkriegszeit

Die Bahn: Turbo für Singen - aber Barriere für die Südstadt

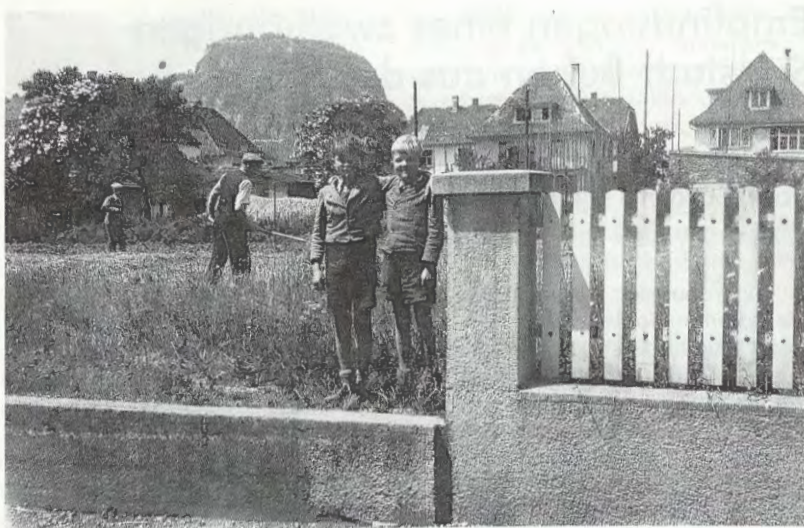
Wilhelm J. Waibel

In Singen hat sich vieles getan in den letzten Jahren, das stellen nicht nur die Kommunalpolitiker fest. Wie in unserer Gesellschaft eine Umwertung vieler Werte - besser eine Neubesinnung - im Gange ist, so sollte man sich auch in Singen von althergebrachten Vorurteilen trennen. Eines davon ist die Ansicht, die "Südstadt" sei nur die Stadt zweiter Klasse. Dass das nicht mehr stimmt, zeigen gerade die Beiträge in diesem Jahrbuch - und die Realität. Besonders interessant ist es deshalb zu erfahren, was "Südstadt-Buben" früher so widerfuhr - und das beschreibt im folgenden Wilhelm J. Waibel spannend und erfrischend. Das Singener Jahrbuch setzt damit eine lose Folge fort, die bereits in der Ausgabe 93/94 mit Beiträgen wie "Man kannte bald jedes Auto, das in Singen herumfuhr" von Eugen Peter und "Lieber braune Soße von de Matschi, als noch mal solche von de Nazi" von Franz Krause begann.

Es ist ein schwieriges Unterfangen, im Abstand von fast 60 Jahren niederzuschreiben, welches subjektive Empfinden ein Zwölfjähriger damals hatte. Es war die Zeit nach dem Kriege, Erlösung von den heulenden Sirenen, eine Zeit, in welcher die Ernährung mehr als schlecht war, überall waren französische Soldaten stationiert. Für uns Kinder war das damals - trotz gelegentlichen leeren Magens - eine interessante und spannende Zeit, vor allem dann, wenn man wie ich neben einem Offiziers-Casino der Besatzung an der Rielasinger Straße - Haus Friedwalt oder Maggi-Villa genannt - wohnte: Das militärische Zeremoniell der Wachsoldaten erregte unser Staunen, noch größer wurde das Interesse aber dann, wenn wieder einmal eine Tafel Schokolade von den Franzosen verteilt wurde. Spannend und nicht ganz ungefährlich war die Zeit für uns, weil wir als Buben eben auch in Kontakt zu Munition kamen, wenn Jean und René, zwei Wachsoldaten, wieder einmal im gegen-

überliegenden Aach-Kanal beim Forellen-Fischen mit der Schlinge zu Gange waren und vorher vergessen hatten, die zum Teil mit Munition gefüllte Garage abzuschließen. Manche Gewehrpatrone wurde von uns dann durch Entfernen der Patronenspitze und der Entleerung des in der Patrone enthaltenen Pulvers "impotent" gemacht. Das dadurch gewonnene Schießpulver setzten wir für verschiedene Experimente ein; eine Erfahrung, die mich zwar erst später, dafür aber bis zum heutigen Tage mehr als vorsichtig machte im Umgang mit Waffen und Munition.

Da ist unvergessen aus diesem Umfeld auch eine makabre Geschichte am Tag vor dem französischen Nationalfeiertag (14. Juli). Die Soldaten hatten zum Fest Gänse requiriert, und diese - so meine Erinnerung - mit schnapsgetränkten Brotbrocken vor der "Enthauptung" narkotisiert. Bekanntlich zeigen Gänse - auch kopflos - noch gewisse Aktivitäten und so rannten diese halbtoten Tiere aus dem Hof



«Un Souvenir de notre garnison fait de Mageridon Jean et René Guyo» - Inschrift auf diesem Foto, das als seltenes Dokument einer Zeit gelten kann, in der es Deutschen verboten war, Fotoapparate zu besitzen. Die zwei Südstadtbuben (links der Verfasser) wurden fotografiert von französischen Besatzungssoldaten im Juni 1945 bei der Maggi-Villa, Rielasingerstraße 21

des Casinos noch zur Rielasinger Straße. Der Anblick dieser kopflosen und blutenden Festtags-Gänse brachte einer auf dem Radweg daher fahrenden älteren Frau Bekanntschaft mit der Erdanziehung. Glücklicherweise hatte sie keine Verletzungen erlitten. Aber - was wir heute jedem Enkel mit erhobenem Zeigefinger verbieten würden, passierte damals: Schadenfreude und frohes Gekicher von uns Buben.

Auch die Eisenbahn, welche den Süden der Stadt vom übrigen Gebiet Singens trennt, übte große Reize auf uns "Zwölfender" aus: Kurz bevor ein Rangierzug die Fabrikstraße, heute Julius-Bührer-Straße, zur Maggi hin überquerte, schlich man sich in die Nähe des herannahenden Zuges, legte eine Kupfermünze aufs Geleise und die plattgedrückten Münzreste wurden dann eifersüchtig begutachtet. Bei der Überquerung des "Maggi-Steges" auf dem täglichen Schulweg zur Waldeckschule - die Zeppelin-schule war zum Lazarett umfunktio-

niert worden - übten die Bahn, die Dampf-Lokomotiven, aber auch die ein- und aussteigenden Passagiere einen immensen Reiz auf uns "Südländer" aus, die auf dem Weg nach Norden waren: Da wurden in Säckchen mitgebrachte "Ahorn-Propeller" in die Schornsteine der Lokomotiven geschüttet, mit Spucke versuchten wir die Schornsteine zu löschen, was natürlich nicht gelang. Als Gegengabe zogen dann die Lokführer oft am Ventil und zum Leidwesen der Mutter - und auch manchmal des Lehrers - zeigte sich anschließend oft unsere Schulkleidung nicht gerade im besten Persil-Weiß. Wenn dann aber auch noch ein Beamter der Bahn uns nach einer solchen Tat zur "Personenkontrolle" in die Schule nachfolgte, wünschten wir uns angesichts der Folgen, dass wir den "Eisernen Vorhang" - die Bahn - nie mehr überqueren müssten.

Das Hungergefühl jener Zeit, das Erleben der Besatzungssoldaten, sicher auch das Hantieren mit Muni-



So voll war der Maggi-Steg und der Bahnhof natürlich nicht jeden Tag - sondern nur als die Weltmeister am 5. Juli 1954 durch Singen fuhren, aber es wird deutlich, welche magische Bedeutung der Maggi-Steg für Singener Buben hatte: Er führte über den Dampfgeruch der Weiten Welt in die unterschiedlichen Welten der Nord- und Südstadt

tion und ganz bestimmt die Schadenfreude und das Gekicher, wenn Erwachsenen ein Ungeschick passierte, oder wenn Erwachsene, wie der Sonderling "X-Pfiff" den Buben nachrannte, wenn sie ihn mit einem Pfiff geärgert hatten, diese Dinge empfanden natürlich nicht nur die Südstadt-Kinder: Das gab es auch nördlich des "Eisernen Vorhanges". Als Bub in der Südstadt hatte ich aber, und ich denke, dass ich da nicht allein mit meinen Beobachtungen war, das Empfinden, dass die "Südstädter" doch ein bisschen wie Menschen zweiter Klasse angesehen waren. Bei uns hatte es eben nur wenige und auch nicht so noble Häuschen wie oberhalb der Bahn, wie zum Beispiel im "Vatikan", im Umfeld der Oberdorf- und Obden-Reben-Straße. In der Südstadt gab's auch nur eine Schule, nämlich eine Volksschule, keine Bank, nur eine Kirche, welche jedoch "nur" den Titel "Kuratie" trug, nur einen Kindergarten. Im Süden gingen viele aus Mangel an Schuhen

damals barfuß zur Schule, nicht wenige hatten mit Kopf-Läusen zu kämpfen. Das Aachbad war weit entfernt, Fahrräder rar und so badete die Südstadt-Jugend überwiegend in der Aach oder im Aach-Kanal, auch wenn dort an den Schlachttagen aus dem Schlachthaus die verschiedensten Tierabfälle zum Begleiter der Schwimmenden wurden ...

Zurück zur Kuratie: Wenn die Südstadt-Pfarrei St. Josef bei der jährlichen Fronleichnam-Prozession die Bahngleise nach Norden überquerte und sich bei der Herz-Jesu-Kirche zusammen mit den anderen Pfarreien aufstellte, waren die "Südstädter" klar erkennbar: Kleinere Fähnchen, einfacherer Prozessions-Schmuck! Kam man als Jugendführer der Südstadtpfarrei in die "Zentrale", glaubte man auch, das Kainsmal "Südstadt" auf der Stirn zu tragen. Auch junge Sportler aus dem Süden mussten die Bahn nach Norden überqueren, um beim Turnverein oder bei der

Ebenfalls ein seltenes Bild: Die Zeppelin-Schule als Lazarett mit riesigem Rotem Kreuz auf dem Dach. Die Schüler mussten deshalb weite Wege in die "Nordstadt" marschieren



Eintracht mit zu mischen. Erinnert man sich an die Schule, dann taucht in der Erinnerung eben auch die Empfindung auf, dass die Bildungswaage zuungunsten der Südstadt ausschlug: Einschulung in das Gymnasium bedeutete weiten Schulweg - natürlich ohne Schulbus -, die Eltern hatten Schulgeld zu bezahlen, was für die meisten Arbeiter und Angestellten kaum zu verkraften war. Die Großfirmen übernahmen für ihre Mitarbeiter zwar das Schulgeld, so dass eben das eine oder andere Kind doch die Chance bekam, ins Gymnasium zu gehen. Aber auch hier meinte man als Kind wieder zwischen den Stühlen zu sitzen: Im Gymnasium - die große Mehrheit der Schüler stammte von nördlich der Bahnlinie - empfanden Südstadtkinder sich wie Exoten und zurückgekehrt in den Süden hatten sie auch das Gefühl, als Sonderlinge dazustehen.

In der Tat: Im Stadtarchiv vorhandene Statistiken weisen aus, dass - gemessen an der Gesamtzahl der Singener Schüler - nach dem Kriege - bei damals ca. 18.000 Einwohnern - nur etwa 1,2 % der Südstadt-Kinder ins Gymnasium gingen, während aus den Gebieten nördlich der Bahnlinie doch 9,3 % diesen Bildungsweg betraten. Also insgesamt betrachtet, fühlten wir "Südstädter" - wie man uns in der "City" üblicherweise bezeichnete -, wenn man uns nicht gerade den Ti-

tel "Seewadler" verlieh, ganz einfach ausgegrenzt, benachteiligt.

Und heute? Ein gewisses Nord-Süd-Gefälle ist leider immer noch spürbar, wenngleich sich vieles zum Besseren gewendet hat: Die Südstadt hat neben anderen Schulen seit Jahren auch ein Gymnasium, dessen Schüler beileibe keine Exoten mehr sind, für die Sportler gibt es eigene Vereine, beachtliche Teile der Stadtverwaltung sind jetzt, wie auch die Polizei, südlich der Bahnlinie untergebracht, mehrere Kirchen und Kindergärten sind gebaut worden. Handel und mittelständisches Gewerbe tragen zur Aufwertung bei, wie man unschwer z.B. im Umfeld der Georg-Fischer- und Industrie-Straße/Theresienwiese feststellen kann. Die Stadtplanung beschäftigt sich mit einem direkten Durchgang von Süd nach Nord zwischen Maggi und Georg Fischer, die weitere Bebauung der Theresienwiese wird zusätzliche Akzente setzen. Die Eröffnung von OBI 2000 hat da schon sichtbare Säulen gesetzt.

Das Wichtigste ist aber in den Augen eines ehemaligen "Südstädters": Die Menschen im Süden haben, gegenüber früheren Zeiten, ein besseres Selbstwertgefühl; die meisten der heute dort lebenden Bürger kann man mit "Seewadler" nicht mehr beleidigen, schon allein deshalb, weil die meisten diesen Begriff nicht mehr kennen.